Die alte Tante.

Humoristische Erzählung von **Gustav Rehfeld.**

(3. Fortsetzung.)

Während er in seine Betrachtungen vertieft war, musterte ihn die Baronin ihrerseits durch ihre Brille und konnte nicht umhin, sich zu gestehen, daß dieser Neffe, der ihr heute wie aus dem Monde herabgefallen erschienen, im Grunde ein sehr hübscher Mann war, ganz anders als ihre bisherigen Verehrer, ein Exemplar des Genus Mann, wie sie es bis jetzt noch nicht kennen gelernt hatte. Hoch, schlank, breitschulterig mit verhältnißmäßig schmaler Taille, bot er so recht das Bild eines schneidigen Kavalleristen dar. Sie ertappte sich plötzlich bei dem Wunsche, ihn in Uniform zu sehen. Das blonde Haar war in der Mitte gescheitelt und leicht gekraust, — krauses Haar, krauser Sinn, fiel ihr ein, und den hatte er wirklich, wie er ihr bewiesen, — das Gesicht kühn geschnitten, offen, männlich, energisch, — die Augen blau, feurig, scharf, die Stirn frei, die Wangen gebräunt, der starke blonde Schnurrbart aufgezwirbelt, der Mund voll tadelloser Zähne, Hände und Füße nicht zu klein, trotzdem zierlich, die Kleidung elegant, ohne stutzerhaft zu sein, — aristokratisch und männlich, mit einem Worte: ein schöner, nicht bloß ein hübscher Mann! Wenn sie dem im vollen Glanze ihrer sieghaften Schönheit und Jugend, anstatt im Gewande des Alters hätte gegenübertreten können! Aber — er war ja weiberscheu! Ob er auch ihr — ihrer Jugend, ihrer Schönheit — widerstehen würde, — ihrem Reichthum? Allerdings, — er wäre kein Erbschleicher, er spekuliere nicht auf ihr Vermögen, hatte er ihr ungefragt in der unumwundensten Weise erklärt, der sonderbare Mensch!

So vertieft war sie in ihre Erwägungen und Betrachtungen, daß sie ihre Stickerei vergaß und die Hände unthätig ließ, bis sie seinen Blick verwundert auf sich ruhen fühlte. Da machte sie sich, unter der weißen Tünche erröthend, flink wieder an ihr Werk und zwar so eifrig, daß der Faden riß. Während sie bemüht war, den Schaden wieder gutzumachen, überraschte der junge Mann sie plötzlich mit der Frage:

„Sagen Sie doch, liebe Tante, wie alt sind Sie eigentlich? Diese Frage, für jede andere ältere Dame indiskret, scheint es mir in Bezug auf Sie nicht zu sein!"

„Und weshalb nicht?"

Sie richtete sich gerade auf und sah ihn scharf an.

„Ei nun, das weiß ich eigentlich selbst nicht!"

Die Baronin lachte kurz auf.

„Sie sind mir doch nicht böse wegen meiner Neugier, liebe Tante?"

„Nein, ich weiß ja, daß die Männer oft neugieriger als die Frauen sind. Ich zähle achtundfünfzig!"

„Nicht möglich!"

„Nicht möglich? Weshalb nicht? Zweifelst du an der Wahrheit meiner Angabe, hälst mich vielleicht gar noch für älter?"

Der Ton ihrer Stimme klang bemerkenswerth spitz.

„Aber keineswegs, liebe Tante!" versicherte Lothar. „Im Gegentheil, ich hielt Sie für bedeutend jünger!"

„Für jünger? Du willst schmeicheln, — das hättest du dir gar nicht zugetraut!"

„Keineswegs!"

„Nun, dann heraus mit der Sprache, — weshalb hälst du mich für jünger?"

Sie sah den Officier erwartungsvoll

Sie sah den Officier erwartungsvoll, nicht ohne etwas Herzklopfen zu verspüren, an.

„Da sind zunächst Ihre Hände! Ich finde, daß Sie zarte, schlanke, rosige, gepflegte Fingerchen haben, wie sie ähnlich selten ein junges Mädchen besitzt!"

Die Baronin senkte den Kopf.

„Ich pflege eben meine Hände sehr!" sagte sie, ohne ihn anzusehen.

„Dann Ihr prächtiges Gebiß! Sie müssen vorzügliche Dentisten in Koblenz haben!"

„Ist ein falsches Gebiß?" fuhr die Baronin auf. „Erlaube gütigst, meine Zähne sind echt!"

Sie senkte schnell wieder verlegen das Haupt mit der unförmlichen Haube. Wie dumm das von ihr war! Hätte sie nicht auf seine Idee eingehen können? Was nun?

„Echt?" rief er lebhaft erstaunt aus. „Wenn Sie mir das nicht sagten, liebe Tante, würde ich es nicht glauben, aber so muß ich es! Das ist ja fabelhaft! Im Alter von achtundfünfzig Jahren solche Zähne! Seltsam, höchst seltsam!"

„Was ist da seltsam?" versetzte die Baronin ärgerlich. „Das ist in meiner Familie erblich, — wir bewahren unsere guten Zähne bis in's hohe Alter hinauf!"

„Auch das schelmische, jugendfrische Lächeln um den kleinen rothen Mund? Das ist wohl auch erblich in Ihrer Familie?" fragte er kopfschüttelnd.

Die Baronin biß sich in die Lippen. Was dieser Neffe für eine unbequeme Beobachtungsgabe hatte! Daß sie auch das alles verbergen müsse, daran hatte sie nicht gedacht! Trotzdem fühlte sie sich geschmeichelt und hätte am liebsten laut aufgelacht! Aber nein, das ging doch nicht an, — sie durfte sich ja nicht verrathen!

„Was du nicht alles an mir entdeckst!" sagte sie scheinbar unwirsch. „Ich habe mich eben in manchen Dingen gut konservirt! Das ist doch nichts Außerordentliches! Ich möchte dir aber bemerken, mein lieber Neffe, daß man einer alten Frau von achtundfünfzig Jahren, — denn so alt bin, daran ist leider nichts zu ändern, — keine Complimente mehr über ihre körperlichen Vorzüge zu machen pflegt!"

„Weshalb nicht?"

„Sehr einfach! Der, welcher ihr Complimente macht, beweist damit, daß er sie für thöricht und leichtgläubig hält, für das erstere, weil sie sich das gefallen läßt, für das zweite, indem er annimmt, daß sie in der That die ihr angedichteten Vorzüge besitzt!"

„Tante, Tante", Lothar drohte lächelnd mit dem Finger, „das hätte ich Ihnen nicht zugetraut! So bissig, so schroff zu sein! Ich habe gar nicht die Absicht gehabt, Ihnen Complimente zu machen! Aber trotzdem wäre keine Erwägung in der Welt im Stande, mich zu verhindern, ein Ding schön zu finden, wenn es das ind er That ist, und es offen auszusprechen!"

„Keine Erwägung, sagst du? Selbst nicht die Furcht, meinen Unwillen, meinen Zorn heraufzubeschwören?"

„Auch die nicht, liebe Tante, denn als vernünftige Frau können Sie sich weder beleidigt, noch geschmeichelt, noch abgestoßen fühlen, wenn ich einfach constatire, daß Sie! körperliche Vorzüge besitzen, die für Ihre Jahre erstaunlich sind!"

„Reden kannst du wie ein Jurist! Willst du mir etwa weismachen, daß man, wenn man einer Frau Schmeicheleien sagt, eine andere Absicht dabei verfolgt als die, ihr zu gefallen?"

„Ich will Ihnen das nicht weismachen, beste Tante, — es ist meine unumstößliche Meinung! So wie man ein Kunstwerk, eine Statue, ein Gemälde lobt und bewundert, so zeigt man, indem man einer Frau gegenüber Bemerkungen über diesen oder jenen ihrer Vorzüge oder Reize macht, daß man genügend Aesthetik besitzt, um dies beurtheilen zu können. Weshalb also sollte eine Frau sich dadurch geschmeichelt oder beleidigt fühlen? Eher mag sie sich freuen, daß man Geschmack hat und ehrlich genug ist, der Wahrheit die Ehre zu geben!"

„Das ist originell! Wie kommt es denn aber, daß die Mehrzahl der Frauen — der jüngeren natürlich — an solchen Schmeicheleien hängt und sich von ihnen beschwatzen läßt?"

„Das ist eben ihr Unrecht! Ueberhaupt bilden die Frauen sich stets ein, daß man sie liebt, weil sie schön sind. Darin irren sie!"

„Und weshalb liebt man sie denn eigentlich, deiner Meinung nach?"

„Das ist sehr einfach erklärt: Wir lieben die Frauen, die uns gefallen!"

„Das glaube ich, Herr Philosoph, aber welche gefallen denn?"

„Das ist sehr verschieden! Das hängt eben von individuellen Neigungen und Ansichten ab und deren giebt es so viele, als es eben Individuen giebt!"

„Das verstehe ich nicht!"

„Sie werden es verstehen, liebe Tante! Besitzen Sie einen Taubenschlag?"

„Ja!" erwiderte die Baronin und erröthete abermals unter ihrer Schminke, ohne zu wissen, aus welchem Grunde.

„Nun wohl, dann werden Sie auch bemerkt haben, daß ein Täuberich sich bisweilen um die Gunst einer Taube bewirbt, die Ihnen vielleicht nichts weniger als schön erscheint, während er die schönere, die Sie ihm zur Gefährtin geben wollten, mit Schnabelhieben vertreibt!"

„Hm, — weiter!"

„Der Mensch gleicht häufig dem Täuberich. Ihm gefällt bisweilen aus Gründen, die er möglicherweise selbst nicht begreift, eine Frau, an der kein anderer etwas Begehrenswerthes findet. Und ihm ist sie, die Liebe zu ihr, hingegen ein Bedürfniß, — ein Bedürfniß, das sein ganzes Sein umfaßt, ein Bedürfniß des Herzens, des Geistes, wie auch der Sinne! Er hat es längst gehabt, dieses Bedürfniß, vielleicht ohne es selbst zu ahnen, — da findet er plötzlich das Wesen, welches seinem Bedürfniß entspricht, es gefällt ihm, er begehrt seiner von ganzem Herzen und sucht mit aller Kraft, es an sich zu fesseln. Und das ist die Liebe!"

„Ich finde, daß du recht nüchtern, recht prosaisch über das größte Geheimniß der Menschenseele denkst! Und jene Liebe, von der wir träumen, und die anzutreffen doch nur den wenigsten beschieden ist, jene Liebe, die unser ganzes Sein in Anspruch zu nehmen, zu verwandeln im Stande ist, die uns den Himmel stürmen, die uns zu Tode betrübt macht, jene Liebe, von der die Poeten singen, jenes höchste, heiligste Gefühl, das selbst dem alle Regungen seines Herzens kühl unter der Lupe des Verstandes betrachtenden Kritiker die ruhige Ueberlegung zu rauben vermag, wie denkst du über die?"

„Der eine löscht seinen Durst an dieser, der andere an jener Quelle, und beide fühlen sich schließlich befriedigt!"

„Darf man fragen, an welcher Quelle du es zu thun gedenkst?" fragte die Baronin, ihren Neffen fast athemlos ansehend.

„Ich?" sagte Lothar träumerisch. „Ich weiß es nicht! Nicht jedem enthüllt sich das tiefste, beglückendste Geheimniß des Lebens!"

„Nun, das muß ich gestehen," entgegnete die Baronin, ihre Bewegung unter einer fingirten Herbheit verbergend, „du bist ein sonderbarer Schwärmer. Alles kritisirst du und kennst dich selbst nicht!"

„Habe ich Sie gelangweilt oder verletzt, beste Tante?" rief Lothar heiter aus. „O, dann verzeihen Sie mir! Fußfällig bitte ich darum!"

Er beugte ritterlich das Knie vor der Ueberraschten und ergriff ihre Hände, ehe sie ihm dieselben zu entziehen im Stande war.

„Was soll das bedeuten? Aber so steh' doch auf, ich bitte dich!" stotterte sie bebend. Ein niegekanntes, seltsames, betäubendes Gefühl überkam sie, als sie den schönen Mann so plötzlich zu ihren Füßen sah. Daß auch ihr Herz so thöricht pochte! Was das nur bedeuten mochte? „Geh', laß mich! Wenn Fanchette kommt, was wird sie denken?" ächzte sie hervor.

Lothar lachte fröhlich auf.

„In der That, Tantchen, das wäre schrecklich! Offenbar würde sie mich für Ihren Verehrer halten! Aber ich lasse es darauf ankommen! Also — Sie verzeihen mir?"

„Du sollst aufstehen!"

„Tantchen, Mutter," bettelte er muthwillig, „erst seien Sie gut, — eher gehorche ich nicht!"

Mit einem unartikulirten Laut des Unwillens entzog die Baronin ihm ihre Hände. Infolge der angewandten Kraftanstrengung entglitt ihr aber die Brille und fiel herab. Erregt sprang sie auf, gar nicht mit der bisher so ängstlich innegehaltenen Bedächtigkeit des Alters, sondern so schnell, wie ihre Jugend es eben mit sich brachte.

„Abscheulicher!" zürnte sie. „Mich so zu überrumpeln! Sofort bebst du zur Strafe dafür meine Brille auf!"

Sprachlos vor Staunen aber starrte Lothar in die dunklen, sprühenden Augen der alten Tante. Was war das? Konnte eine Matrone so blicken? Diese kleinen, festen, bebenden Händchen, die er soeben noch in den seinen gehalten, dieses kraftvolle Aufbäumen, dieses schnelle Aufspringen, diese Gluth in den strahlenden Augensternen, dieser reizende Schnitt des Gesichts, das jetzt ohne Brille ein ganz anderes Aussehen gewonnen hatte, — wie stimmte das alles zu den achtundfünfzig Jahren dieser seltsamen Frau? Er war so bestürzt, daß er das Aufstehen vergaß und nur immerfort die Baronin anstarrte, die infolgedessen ebenfalls in tödtlicher Verlegenheit dastand und sich vergebens mühte, ihre Fassung wiederzugewinnen.

Zu allem Unglück öffnete in diesem Augenblick Fanchette die Thür und sah nicht sobald die sonderbare Scene, als sie hörbar aufkicherte.

„Gnädigste befehlen?"

„Ich habe dich nicht gerufen!" versetzte die Baronin gereizt. „Da du aber einmal hier bist, — — mein Neffe ist ermüdet, du magst ihn auf sein Zimmer führen!"

„Wie Gnädigste befehlen!" knickste die muthwillige Fanchette.

Lothar hatte sich längst von seinem Staunen erholt und war aufgesprungen. Der hochaufgerichtet dastehenden Tante die Brille überreichend, verbeugte er sich ehrerbietig und sagte nur:

„Ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen, liebe Tante!"

„Gute Nacht!" erwiderte die Baronin in einem Tone, der zwischen Zorn und Verlegenheit die Mitte hielt. Als die Thür sich hinter der ritterlichen Gestalt des Neffen geschlossen hatte, sank sie auf einen Stuhl und barg ihr Gesicht in den Händen, die Beute widerstreitender, ihr unbegreiflicher Empfindungen.

„Hören Sie, Kleine," sagte Lothar zu der ihn fortwährend mit überwältigender Komik anblinzelnden Zofe, „weshalb lachen Sie eigentlich, sobald Sie mich nur ansehen?"

„Ei, ich freue mich!" versetzte die Kleine schlagfertig.

„Darf man fragen worüber?"

„Daß es dahinten im Polnischen so hübsche und galante Offiziere giebt!" kicherte Fanchette.

„Dahinten im Polnischen?" wiederholte Lothar verwundert. „Glauben Sie etwa, ich sei ein Pole? Wie kommen Sie darauf?"

„Nun, sind Sie etwa nicht aus Lands— Lands— — Wie heißt es doch gleich?"

„Vielleicht meinen Sie: Landsberg?" versetzte Lothar belustigt.

„Natürlich meine ich das! rief Fanchette übermüthig. „Und liegt das etwa nicht im Polnischen?"

„Nein, noch nicht, Fanchette!" lachte der junge Mann. „Das ist vielmehr eine kerndeutsche Gegend! Wer hat Ihnen denn diesen Bären aufgebunden, Sie kleine Geographin?"

„Die Gnädige hat's gesagt!" entgegnete die Kleine schmollend.

„Die Gnädige? Meine Tante?" rief Lothar überrascht. „Hören Sie, Fanchette, schwindeln Sie auch nicht?"

„Sparen Sie sich dergleichen für meine Gnädige auf!" ward ihm schnippisch zur Antwort und Fanchette machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Hören Sie, Kleine," hinderte er sie jedoch daran, „wissen Sie, wie alt meine Tante ist?"

„Ach Gott," erwiderte sie kläglich, „die ist sehr alt, — da werden wohl an achtzig nicht viel fehlen! Gute Nacht, Herr Offizier!"

Und spöttisch kichernd glitt sie hinaus.

„Mir wird die Geschichte immer räthselhafter!" dachte Lothar, als er schlafen ging.

5.

Es war am nächsten Morgen. Lothar hatte sich, wie er es als Soldat gewohnt war, frühzeitig erhoben und alsdann einen mehrstündigen Spaziergang durch Garten, Park und Umgegend gemacht. Mit vollen Zügen athmete er die frische, balsamische Luft ein und betrachtete mit lebhaftem Interesse das sich rege entwickelnde Treiben auf dem schönsten der deutschen Flüsse, ohne doch seine seltsame alte Tante mit den blitzenden dunklen Augen, den kleinen Perlenzähnen und dem spöttischen Lächeln um den kleinen rothen Mund auch nur eine Minute aus den Gedanken zu verlieren, bis er endlich die Villa umschritt und zu den Fenstern aufschaute, die nach seiner Meinung die ihren waren. Nichts war zu sehen, alle Stores waren geschlossen, offenbar schlief sie noch.

„Bin ich das denn?" fragte er sich kopfschüttelnd. „Ich, der ich mir aus dem ganzen weiblichen Geschlecht nichts mache, stehe hier wie ein verliebter Fant und starre zu den Fenstern meiner alten Tante empor! Fehlte nur noch, daß sie mich dabei sieht. Dann muß sie mich trotz allem in den Verdacht des Erbschleichens bekommen! Am besten ist's, ich reise heute noch ab!"

Unbeabsichtigt wandte er sich nach dem Hofe und suchte als eingefleischter Kavallerist und Sportsman den Pferdestall auf. Derselbe enthielt außer sechs prächtigen Traktehner-Füchsen zwei werthvolle Reitpferde. Eins derselben, ein milchweißer englischer Vollbluthengst mit zierlichen Fesseln und langer Mähne, wurde soeben von dem Stallknecht gestriegelt und gesäubert, eine Prozedur, welcher er sich augenscheinlich mit großem Mißvergnügen unterzog, denn er schnaufte und wieherte, bäumte sich auf und schlug mit den Hufen aus Angst der Kardätsche des wahrscheinlich etwas ungeschickten Menschen.

„Famoses Thier!" sagte Lothar, mit Kennerblicken den Hengst musternd und das sammetweiche Fell streichelnd.

„Es ist die Gnädige ihr Lieblingspferd!" versetzte der Stallknecht.

„Das ist doch kaum möglich, ist ja viel zu wild für sie!" versetzte Lothar kopfschüttelnd. Ist übrigens auch kein Zugpferd! Schade, hier so im Stall zu stehen! Herrliches Reitpferd! Muß mal mit ihr darüber sprechen!"

„Ja, wild ist er!" versetzte der Stallknecht, der einen nicht gerade sonderlich geistreichen Eindruck machte. „Aber die Gnädige wird doch ganz gut mit ihm fertig! In den letzten Tagen ist sie freilich nicht aufgestiegen!"

„Was — Sie wollen doch nicht sagen, daß meine Tante noch reitet?" rief Lothar.

Er war einfach außer sich vor Verwunderung.

„Weshalb soll sie das denn nicht?" Der Mann betrachtete den Fremden mit mißbilligender Verwunderung. „Die vornehmen Damen reiten doch alle! Warum sollte es also die Gnädige nicht können?"

„Sie sprechen im Ernst? Meine Tante reitet noch und zwar auf diesem wilden Thier, mit dem offenbar mancher Kavallerist seine Noth haben würde?" sagte Lothar hochgradig erregt.

„Na, so schlimm ist der Soliman nun nicht!" versetzte der Stallknecht, ihn nicht verstehend. „Laufen thut er wie der Wind, aber wenn er spürt, daß man ihn fest im Zügel hält, gehorcht er wie ein Lamm! Da — sehen Sie nur!"

Und er führte das unruhig tänzelnde Thier aus dem Stall, schwang sich auf und ritt einigemal auf dem Hofe hin und her.

„Ich bin baff!" stöhnte Lothar, sich kurzerhand umdrehend und davongehend. „Die Tante, eine alte Frau von achtundfünfzig Jahren, — sie mag in der That nicht jünger sein, wenigstens nicht viel, — steigt noch zu Pferde, reitet noch! So etwas habe ich in meinem Leben noch nicht gehört! Ist ja, bei Licht betrachtet, auch gar nicht möglich! Entweder schwindelt der Kerl, oder es ist da noch Jemand anders, vielleicht eine Verwandte, Bekannte oder sonst etwas, die das Pferd benutzt! Ja, ja, so wird es sein! Muß doch die Tante darüber mal befragen! Das heißt, wenn sie mich vorläßt! Hoffentlich zürnt sie mir nicht mehr wegen gestern Abend! Ursache hat sie wenigstens nicht, aber solche alte Damen, — die sind oft launisch!"

Ganz von seinen Gedanken in Anspruch genommen, kehrte er in die Villa zurück, verfehlte aber die Thür seines Gemachs und wandte sich links. Ein kleines elegantes Vorzimmer nahm ihn auf, in welchem herrliche Blumen ein entzückendes Aroma verbreiteten.

„Zum Kuckuck, wohin bin ich denn hier gerathen?" flüsterte er.

Schon im Begriff, sich zurückzuziehen, übermannte ihn doch die Neugier und zum erstenmal in seinem Leben indiskret, öffnete er vorsichtig die Thür zur Rechten.

Ein feenhafter, glanzschimmernder Raum in rosa Seide und Spitzen lag vor ihm, — das bereits bekannte Boudoir der Baronin. Verblüfft starrte Lothar auf die Pracht, dann schüttelte er den Kopf.

„Entschieden ist meine Vermuthung, daß sich hier noch eine junge Verwandte oder Bekannte befindet, die richtige, denn so gut die Tante sich konservirt hat, — dieses Boudoir dürfte doch nicht für sie geeignet sein, ist es fraglos das einer jungen, vermuthlich auch schönen und verwöhnten Dame! — Ist ja kolossal, das müßte Leoni sehen, — die wäre futsch!"

So vor sich hin murmelnd, schloß er die Thür und wollte sich schon entfernen, als eine zweite Thür ihn aufmerksam machte.

„War ich einmal indiskret, kann ich's auch das zweitemal sein!" sagte er sich und drückte auf die Klinke Zwei, drei Schritte, — er theilte die schwerseidenen Vorhänge, schlug sie zurück und stand auf der Schwelle der neuentdeckten Welt wie versteinert angesichts dessen, was er da so gänzlich unvermittelt vor sich sah.

Das Nonplusultra eines Damensalons, ausgestattet in ganz hellgrauer Seide mit eingewebten Rosenbouquets, war es, an dessen Eingang der junge Husarenoffizier stand. Der gemalte Plafond war gleichfalls in Hellgrau gehalten; überall Amorettengruppen, welche Rosenblätter ausstreuten. Diwans und Fauteuils, Möbel und Teppiche entsprachen der Farbe der Wände. Die Jardinieren waren angefüllt mit frischgepflückten Blumen, die einen betäubenden Geruch verbreiteten; auf den Gueridons befanden sich herrliches Sevresporzellan, sowie Arbeitskörbchen mit bunten, angefangenen Seidenstickereien. Offene Albums, Modejournale, illustrirte Zeitschriften lagen umher. Ueber dem Kamin waren farbenprächtige Fächer angebracht; auf dem Sims standen werthvolle Majolikavasen. Kurz, das Ganze präsentirte sich als der vielleicht nur momentan verlassene Wohnraum einer eleganten jungen Modedame.

„Wahrhaftig! wie in Tausendundeiner Nachteiner Nacht!" murmelte Lothar. „Das reine Märchenschloß! Und wer ist die Bewohnerin dieses Raumes, wer die Fee?"

Sein Blick fiel zufällig auf eine Kabinetphotographie, die in einem kostbaren Rahmen auf einem Tischchen gan in der Nähe stand. Es war das ausgezeichnet ausgeführte Brustbild eines wunderschönen jungen Mädchens. Lothar ergriff es und trat damit an das Fenster, um es näher zu betrachten.

„Donnerwetter!" rief er. „Ist die hübsch! In meinem Leben sah ich kein so reizendes Gesicht! Wer sie sein mag! Die könnte mir gefallen!"

Er sah nach der Firma des Photographen und las halblaut, wie um es sich einzuprägen: „Photographisches Atelier von G. Reimann, Koblenz, Steinstraße 5."

„Wie erfahre ich nur, wer sie ist?" flüsterte er. „Frage ich die Tante, oder wende ich mich an den Photographen? Das Bild muß ich haben! Ob ich es kurzerhand annektire? Bilder sich aneignen ist kein Unrecht! Uebrigens — die Züge kommen mir bekannt vor, besonders die Augen, — ich glaube gar — — Aber nein, das ist ja unmöglich! Und doch, — diese Augen, — sie gleichen denen der Tante, als sie mich gestern Abend so — ansah!"

Träumerisch verschlang er das schöne Gesicht mit seinen Augen und vergaß darüber, sich zurückzuziehen. Er hörte es auch nicht, daß die Thür leise geöffnet wurde und ein schweres weibliches Gewand hereinrauschte; er erwachte erst aus seinem Sinnen, als eine kleine Hand ihm das Bild energisch entriß und eine Stimme erregt ausrief:

„Was soll das bedeuten, mein Herr Neffe? Wie kommst du in dieses Zimmer, und wer hat dir erlaubt, dich dieses Bildes zu bemächtigen? Weißt du, daß ich das sehr indiskret, um nicht einen härteren Ausdruck zu gebrauchen, finde?"

Lothar zuckte zusammen und sah in das finster gerunzelte Gesicht seiner Tante, die, frisch gemalt und koiffirt, die Brille auf der Nase und die mächtige Haube auf dem Kopfe, in dem gestrigen Kostüm vor ihm stand und ihn mit angenommener Strenge musterte. Wie im Fluge kam ihm der Gedanke, daß die weiße Gesichtsfarbe eigentlich nicht natürlich sei und die alte Dame vermuthlich viel Puder bei ihrer Toilette verwende. Bittend sagte er indessen:

„Verzeihen Sie, liebe Tante, — ich gebe es zu, es war indiskret von mir, hier einzudringen, aber es geschah durch Zufall, — ich hatte einen Spaziergang gemacht und war auf der Rückkehr so in Gedanken vertieft, daß ich statt rechts mich links wandte. So gerieth ich denn in dieses Feengemach! Bitte, liebste, beste Tante, sagen Sie mir: wer ist die Bewohnerin dieses Raumes? Ich bin rasend neugierig!"

„Die Bewohnerin?" wiederholte die Baronin. „Wer sollte denn das wohl sein? Weiter bewohnt diese Villa niemand als ich!"

„So haben Sie keine Verwandte oder Bekannte, die jung und schön ist, bei sich?" forschte Lothar erstaunt.

„Nein, du neugieriger Mensch!" sagte die Baronin mit einem Versuch, zu scherzen. „Aber nun, bitte, sei so gut und verlasse diesen Raum!"

„Nur unter einer Bedingung!"

„Eine Bedingung? Sieh, sieh, — nicht übel! Und die wäre?"

„Schenken Sie mir diese Photographie, von der ich entzückt bin, und sagen Sie mir, wer dieses wunderschöne Mädchen ist! Noch nie sah ich ein reizendes Gesicht! Das Original wäre im Stande, mich zu verzaubern!"

„Wirklich?" lachte die Baronin verwirrt und unter der Schminke erröthend. „Aber nein, mein Bester, du bekommst du nicht, ebensowenig, wie ich dir verrathen werde, wer das Original ist!"

„Herzenstantchen," bat Lothar in komischer Unterwürfigkeit, „erst gestern haben Sie mir verheißen, daß Sie mich als Mutter eine Frau verschaffen wollten! Gestern weigerte ich mich, auf Ihr Anerbieten einzugehen; heute, seit ich dieses Bild gesehen, bin ich daß Bitte, sagen Sie mir, wer sie ist, wer dieses Bild darstellt?"

„Bedauere", entgegnete die Baronin in immer größerer Verwirrung, „kann, ich darf es nicht sagen! Es wäre auch nichts für dich, sie ist arm — du brauchst eine Reiche!"

„O, nein," rief er eifrig, „wenn diese bekäme, das Original dieses Bildes, — mein Papa müßte einwilligen. Hätte sie gar nichts, — Papa müßte mir die Kaution geben, ich würde in Linie gehen, mich einschränken und glücklich sein! Bitte, bitte, sagen es mir!"

„Nein!" beharrte die Baronin, ihre Fassung wiedergewonnen hatte. „Ich könnte das nicht verantworten. Außerdem — du weißt ja gar nicht, ob sie dich mag?"

„Ich würde wie weiland Ritter Toggenburg um sie werben!" scherzte Lothar. „Wenn Sie es mir denn nicht sagen wollen, Tante, so schenken Sie mir wenigstens ihr Bild!"

„Denke gar nicht daran!" erklärte die Baronin, die Photographie unter ihrem Umhang verbergend. „Ich bitte nur das eine und sehe gar keine Veranlassung, mich davon zu trennen."

„Tantchen, es ist eine Verwandte von Ihnen, nicht wahr? Und sie wohnt diese reizenden Gemächer?"

„Weshalb? Kann ich die nicht ebenso gut bewohnen. Bin ja erst achtundfünfzig!"

„Aber, Tantchen, verzeihen Sie, Sie sollten noch daran Gefallen finden?"

Mit einer bezeichnenden Geste deutete er auf die tausenderlei Nippes, Stickereien und Kostbarkeiten, die ringsum befanden.

„Und ob! Es sind — Jugenderinnerungen! Bitte, sie zu respektiren," sagte die Baronin, unwillkürlich den Kopf in den Nacken werfend.

„Diese Blumen auch?" versetzte Lothar sarkastisch.

Die Baronin biß sich in die Lippen, dann erwiderte sie sentenziös:

„Legt man nicht auf Gräber Blumen?"

„Zugestanden! Aber dieses Portrait! Liebe, beste, einzige Tante, geben Sie es mir, — ich muß es wissen."

„Nun denn, — es ist das mein aufgenommen, als ich — neunzehn Jahre alt war!"

„Das Ihrige, Tantchen, als Sie neunzehn Jahre alt waren?" sagte Lothar sarkastisch. „Hm! Ihre Augen in Ehren, aber das Bild ist vollständig neu!"

„Nun, ist denn das nicht ganz unmöglich? Es ist eben eine Reproduktion!" redete die Baronin sich in halber Verzweiflung aus. Dieses Verhör, es fing an, eine Marter für sie zu werden.

Lothar schüttelte den Kopf.

„Seltsam, sehr seltsam!" sagte er, die Tante nachdenklich, wie Vergleiche anstellend, betrachtend. „Wenn das wirklich Ihr Bild ist, Tantchen, dann — dann waren Sie teufelsmäßig hübsch, — hübsch, um selbst einen Engel zu verführen, und ich könnte jetzt noch den Onkel darum beneiden! Aber ich glaube es gar nicht, — Sie scherzen!"

„Und doch ist es mein Bild!" sagte die Baronin mit gesenktem Kopf. „Ich fühle mich übrigens sehr geschmeichelt, daß mein armseliges Bild dir so gefällt!"

„Was heißt „gefällt"?" rief Lothar aus. „Das ist gar nichts gesagt! Rasend närrisch bin ich darin verliebt! Bitte, liebe Tante, geben Sie es mir!"

„Fällt mir nicht ein, — es ist alles, was mir von einer längst dahingeschwundenen Vergangenheit geblieben ist, und ich will es mit allen diesen Sachen, die ich — aus Amerika mit herübergebracht, aufbewahren! Und nun, bitte, verlaß dieses Zimmer!" sagte sie, das Gesicht mit dem Taschentuch verhüllend, um sich das Lachen zu verbeißen, von dem sie fortwährend heimgesucht wurde.

Lothar gehorchte endlich und begab sich hinaus. Er hörte, wie seine Tante die Thüren abschloß und die Schlüssel ostentativ in die Tasche steckte.

„Tante", sagte er, einem plötzlichen Gedanken Worte verleihend, „ich sah da im Stalle unten ein prächtiges Reitpferd, von dem der Stallknecht sagte, es sei das Ihrige! Ist das auch noch aus der Vergangenheit geblieben und geschieht auch das aus Pietät, daß Sie es mitunter besteigen? Beiläufig — das Thier scheint mir sehr feurig, — ich glaube, Sie wagen viel, wenn Sie darauf reiten!"

Die Baronin schrak zusammen und wandte sich ab.

„Bah", sagte sie unsicher, „was hat nur der Kube wieder geschwatzt? Ich und reiten, — ist ja lächerlich! Welche Idee!"

(Fortsetzung folgt.)